CONSTANTIN DER GROSSE UND DIE KIRCHE

Theodor Zahn



Constantin der Große

und die Kirche.

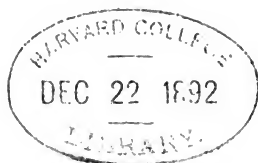
Vortrag

gehalten im Evangelischen Verein zu Hannover

von

D. Theodor Zahn,
a. o. Professor der Theologie in Göttingen.

Hannover.
Carl Meyer.
1876.



Hofbuchdruckerei der Gebr. Jänecke in Hannover.

Am Ausgang des zweiten Jahrhunderts hat ein geistvoller Schriftsteller der lateinischen Kirche gesagt: „Auch die Kaiser würden an Christus gläubig geworden sein, wenn die Welt ohne Kaiser sein könnte, oder wenn auch Christen Kaiser sein könnten.“ Ein Vierteljahrhundert später stellte ein römischer Kaiser in seiner Hauskapelle neben den Büsten ausgezeichneter Fürsten und heidnischer Weisen auch Bilder Abrahams und Christi auf. Wieder um ein volles Jahrhundert später empfing ein römischer Kaiser auf dem Sterbebett die christliche Taufe. Es war der, dessen Gestalt Ihnen vorzuführen, mein Auftrag ist: Constantin der Große. Wenn man die Männer groß nennt, welche an einen Wendepunkt der Geschichte gestellt und getragen von dem Bewußtsein der Bedeutung desselben durch ihre persönliche Entscheidung und consequente Wirksamkeit der Welt eine neue Gestalt gegeben haben, so verdient er vor Anderen den Namen des Großen. An der Bedeutung der Epoche, welche der Name Constantin bezeichnet, und an dem entscheidenden Einfluß dieses Mannes auf seine Zeit zweifelt Niemand. Es ist die Erhebung der bis dahin verfolgten Kirche zur herrschenden Religionsgemeinschaft und die Begründung des sogenannten christlichen Staats, soweit das überhaupt eines Menschen Werk ist, das seinige. Aber darum läßt sich auch die Frage nach dem innern Werth dieser geschichtlichen Größe nicht

von der beinah persönlichen Frage trennen: Hat Constantin die Aufgabe gelöst, welche den Christen früherer Zeiten unlösbar schien, die Aufgabe, Christ und Kaiser in einer Person zu sein?

Im Sterbejahr Constantins griff der gelehrteste Bischof seiner Zeit, Eusebius von Cäsarea, zur Feder, um das Leben des unvergleichlichen Fürsten zu schreiben, den Gott allen Menschen zum Lehrer und Vorbild gottseligen Lebens geschenkt habe; und unter Anrufung des göttlichen Beistands zeichnete er ein Heiligenbild, dessen innere Unwahrheit und äußere Häßlichkeit in der geschichtlichen Literatur ihres Gleichen sucht. Die Heiden, welche es trotz des christlichen Kaisers blieben, sahen in Constantin je länger, je mehr den Verderber des Staats und glaubten ihm alle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, wenn sie urtheilten: In den ersten zehn Jahren seiner Regierung sei er ein trefflicher Fürst, in den folgenden zehn ein Räuber, in den letzten zwölf ein unmündiges Kind gewesen. Bis heute „schwankt sein Charakterbild in der Geschichte, von der Parteien Gunst und Haß verwirrt;“ und sehr verschieden beurtheilen ihn und sein Lebenswerk auch die, welche in dem Wunsche einig sind, daß alle Kaiser wahre Christen seien.

Ich werde bemüht sein, die Thatsachen reden zu lassen.

Constantin war neunzehn Jahr alt, als sein Vater Constantius Chlorus, bis dahin ein erprobter General, durch den Entschluß des Kaisers Diocletian die Würde eines Cäsar erhielt und damit die Herrschaft über Gallien sammt dem deutschen Lande bis zum Rhein und, wenn's ihm gelang das aufständische Britannien wieder zu gewinnen, auch über dieses. Diese Beförderung des Con-

stantius war zugleich die Auflösung des Hauses, in welchem Constantin groß geworden. Sein Vater mußte die Ehe mit Constantins Mutter, der nachmals so berühmten Helena lösen, um eine politische Heirath zu schließen mit der Stieftochter des zweiten Augustus oder Oberkaisers Maximianus, mit welchem Diocletian schon acht Jahre vorher die Würde und Bürde der Reichsregierung getheilt hatte. Auch Constantin sollte den Vater nicht mehr sehn bis kurz vor dessen Ende. Unter der Leitung Diocletians und des Cäsar Galerius sollte er seine militärische Laufbahn machen. An der Seite bald des Einen bald des Andern focht er mit Auszeichnung gegen die unstäten Völker Südrußlands, gegen die Perser, gegen die aufständischen Egypter. Wir hören aus den zwölf Jahren, die so ausgefüllt wurden, nichts von ihm, was seine künftige Bedeutung verriethe. Seinem nachmaligen Lebensbeschreiber Eusebius, welcher ihn damals zuerst auf einem Durchmarsch durch Palästina an der Seite Diocletians sah, fiel vornehmlich seine hohe Gestalt auf. Wir wissen auch nicht, welche Ausrüstung fürs Leben ihm das elterliche Haus gegeben hatte. Namentlich müssen wir auf die lockende Vorstellung verzichten, daß seine Mutter, welche nach sehr späten Nachrichten von Haus aus eine Christin gewesen sein soll, den ersten Keim religiösen Lebens in ihn gelegt habe. Als Constantin geboren wurde, war seine Mutter eine Kellnerin zu Naissus in Serbien, und der Erste, der sie als Heilige gemalt hat, bezeugt ausdrücklich: der Sohn erst habe sie fromm gemacht, während sie es früher nicht war. Wahrscheinlicher ist es, daß das Bild seines ausgezeichneten Vaters ihn auf seinen Feldzügen begleitete und zu Vergleichungen mit den Kaisern des Ostens veranlaßte. Der Unterschied wurde auf-

fällig, als Diocletian, von seinem Cäsar Galerius gedrängt, den langjährigen Waffenstillstand zwischen dem heidnischen Staat und der christlichen Kirche brach, indem er zunächst das Heer von allen christlichen Elementen säuberte, und vollends als im Jahre 303 die letzte Verfolgung der Kirche ausbrach. Constantin war selbst in Nikomedien, der Residenz Diocletians, anwesend, als eines Tages auf kaiserlichen Befehl die große Kirche daselbst dem Boden gleich gemacht und damit das Signal zur systematischen Unterdrückung der christlichen Religionsübung gegeben wurde. Die rasch auf einander folgenden Edicte, welche diese Verfolgung verschärften und verallgemeinerten, sollten für das ganze Reich gültig sein; aber im Gebiet des Constantius blieben sie so gut wie unbeachtet. Wenn in Gallien einzelne Kirchen niedergerissen wurden, so blieb die persönliche Sicherheit der Christen dort unangetastet, ja Constantius hatte nach wie vor an seinem Hof zu Trier oder in York sowie in seiner militärischen Umgebung Christen, welche aus ihrem Bekenntnis kein Hehl zu machen brauchten. Ein Mann, welcher das vom Reich losgerissene England wieder gewonnen hatte, der an der beständig gefährdeten Rheingrenze treulich und tapfer Wache hielt und von seinen Unterthanen als ein wahrer Vater des Landes aufrichtig verehrt wurde, durfte etwas wagen. Aber dem Mistrauen der Urheber der Christenverfolgung entging er nicht; und es ist sehr begreiflich, daß man am Hof zu Nicomedien Constantin als ein Unterpfand der Treue seines Vaters scharf im Auge behielt. Es ist aber auch nicht zu bezweifeln, daß die Christen darauf hofften, der Sohn ihres einzigen Beschützers auf dem Kaiserthron möchte bei dem, wie es hieß, nahe bevorstehenden Regie-

rungswechsel zur Theilnahme an der kaiserlichen Gewalt berufen werden. Schon vor Jahren war, wie es scheint, von einer künftigen Vermählung Constantins mit der Tochter des Kaisers Maximianus, der Stiefschwester seiner Stiefmutter, die Rede gewesen. Wenigstens deutete man, als es später zu dieser Verbindung kam, ein Wandgemälde im Palast zu Aquileja so, welches den jugendlichen Constantin darstellte, von der kleinen Fausta Helm und Schild empfangend. Aber diese Weissagungen und Wünsche sollten vorläufig nicht in Erfüllung gehen. Als Diocletian am 1. Mai 305 in Nicomedien und gleichzeitig Maximianus in Mailand ihre Abdankung verkündigten und die beiden bisherigen Cäsaren Constantius und Galerius zu Augusten erklärten, wurden zwei wenig hervorragende Officiere zu Cäsaren ernannt. Von Constantin war so wenig die Rede, als von Maxentius, dem Sohne Maximians. Zur Enttäuschung kam die Gefahr. Vergeblich bat Constantius um Rücksendung des Sohnes. Immer wieder wurde diesem der Urlaub verweigert. Seine schließliche Abreise glich der Flucht eines Deserteurs. Er traf den Vater in Boulogne, im Begriffe nach England überzusetzen, um einen Angriff der schottischen Völker auf das römische Gebiet zurückzuweisen. Dem glücklichen Feldzug folgte bald der Tod des Constantius am 26. Juli 306, und Constantin wurde zu York nach dem Wunsch seines sterbenden Vaters vom Heer als Kaiser ausgerufen, und zwar sofort als Kaiser im höchsten Sinne, als Augustus. Aber Constantin bewies gleich am Anfang seiner politischen Laufbahn, daß er zu warten verstehe. Er begnügte sich mit dem Erreichbaren, mit der widerwilligen Anerkennung seiner Cäsarwürde seitens der andern Kaiser. Auch bei Gelegen-

heit seiner Vermählung mit Fausta, der Tochter des abgedankten Maximian, ließ er sich durch diesen nicht verführen, den Augustustitel an sich zu reißen. Unbekümmert um die Wirren in andern Theilen des Reichs regierte er von Trier aus Gallien und Britannien nach den Traditionen seines Vaters, nur noch energischer wie dieser in der Zurückweisung der die Rheingrenze immer wieder bedrohenden Germanen, und tolerant gegen die Christen. Zwar auch in den übrigen Theilen des Reichs dauerte die Verfolgung nicht gleichmäßig fort, aber frei gegeben war die christliche Religionsübung nicht; namentlich in Asien wiederholten sich die heftigsten Angriffe. Nur in Gallien blieben die Christen unangefochten.

Wir sind um so mehr veranlaßt nach den Gründen dieser Toleranz schon des Constantius zu fragen, da Constantin selbst seinen nachmaligen Bund mit der Kirche als Consequenz der Haltung seines Vaters bezeichnet hat. Was diesen den Christen geneigt machte, war nicht seine allgemein gerühmte Humanität, es war auch nicht Politik, sondern, wenn den Nachrichten irgend zu trauen ist, vor allem seine persönliche Religion. Constantius war nicht Christ, aber er verehrte e i n e n Gott, welchen die Christen der Folgezeit gerne schon deshalb für den wahren Gott gelten ließen; und als Monotheist fühlte er sich den Christen verwandter, als einem Diocletian, der streng und ernsthaft an der alten Staatsreligion festhielt. Monotheistische Neigungen und Ueberzeugungen sind in der römischen Kaiserzeit, zumal im dritten Jahrhundert, nichts Seltenes. Auf einem zwiefachen Boden sehen wir sie erwachsen, auf dem Boden der philosophischen Bildung und auf dem des heidnischen Cultus. Es fehlt nicht an Berührungen und

Mischungen dieser beiden Kreise; aber gerade im Verhältnis zum Christenthum nehmen wir eine bezeichnende Verschiedenheit wahr. Diejenigen, welche auf philosophischem Wege zur Anerkennung eines Höchsten über den Göttern des Volksglaubens gelangten, haben sich durchweg feindlich zum Christenthum gestellt. Noch kurz vor Ausbruch der Diocletianischen Verfolgung hatte ein hoher Beamter, der sich für einen Philosophen hielt, in einem gegen die Christen gerichteten Buch unter dem Titel „Wahrheitsliebende Worte" sich so bestimmt zu der einen Gottheit über den Göttern bekannt, daß ein Christ ihm vorwerfen konnte: „Du unterwirfst selbst deine Götter dem einen Gott, dessen Religion du zu vernichten trachtest." Anders stellte sich zum Christenthum der Monotheismus, welcher äußerlich betrachtet eine Frucht des Eindringens fremdländischer Gottesdienste in die römische Gesellschaft war. Bei der unübersehbaren Mannigfaltigkeit zumal orientalischer Culte, mit welchen die Römer der Kaiserzeit sich befreundeten, war es unmöglich für die Vorstellung, vollends für die religiöse Empfindung, die am meisten zu den Geheimnissen morgenländischen Gottesdienstes sich hingezogen fühlte, die persönlichen Göttergestalten festzuhalten. Sie mischten sich wunderbar in den Köpfen, sie tauschten ihre Eigenschaften und Namen gegen einander aus, sie verloren vielfach ihr ursprüngliches Gepräge; und was übrig blieb, war die Gottheit, deren der betende Mensch bedarf. Am mächtigsten zeigt sich diese Richtung in der Verehrung der Götter, welche entweder von Haus aus Sonnengötter waren oder dazu gemacht wurden. Mit Anfang des dritten Jahrhunderts schien es, als sollten alle Sterne des antiken Götterhimmels vor dem großen Licht der vielnamigen Sonne

erbleichen. Zumal im Cultus des ursprünglich persischen Gottes Mithras bewährte sich um die Zeit, davon ich rede, dieser monotheistische Zug. Wie die Christen sich gelegentlich gegen die Meinung wehren mußten, als seien sie Sonnenverehrer, weil sie den Sonntag feierten, so erschien ihnen der geheimnisvolle Dienst des Sonnengottes Mithras als eine teuflische Nachäffung des christlichen Cultus. Auch die Mithrasdiener hatten ihre Taufe, ihr heiliges Mahl, hatten ihre Fasten und andere asketische Uebungen, auch der Mithraspriester machte sein Kreuz über der Stirn des Aufzunehmenden und weihte die Neulinge zu „Streitern des Mithras" im Kampf des Lichts mit der Finsterniß. Sogar von Wiedergeburt und Auferstehung redete man dort. Unter dem Namen der „unbesiegten Sonne," des „unbesiegten Gottes Mithras" wurde diese Gottheit überall verehrt, wo römische Soldaten lagerten, so besonders an der Rhein- und Donaugrenze. Als der selber Unbezwingliche war er der Siegspender, und die Officiere konnten in der That keinen geeigneteren Gott sich zum Kampfgenossen oder „Begleiter", wie sie sagten, erwählen als den Mithras, welcher seine Verehrer gleich auf der ersten Stufe des geheimen Ordens, den sie bildeten, als seine „Krieger" begrüßte. Beachtet man nun, daß er auch „Vater Mithras" genannt wurde, so versteht man, was das heißt, wenn Constantin später in einer Proclamation an seine orientalischen Unterthanen die Toleranz seines Vaters daraus erklärt, daß er bei all' seinen Thaten den „Vater-Gott" angerufen habe. Der erste Kaiser, welcher verurtheilte Christen in Masse begnadigt hat, Commodus, ist ein eifriger Mithrasverehrer gewesen; nicht minder, wie es scheint, Constantius, der letzte, welcher die Schneide

des noch gegen die Christen gerichteten Gesetzes grundsätzlich stumpf machte. Zugleich ist damit ein Element der Religion Constantins genannt. Schon im Anfang seiner Regierung hat er dem Sonnengott unter dem griechischen Namen Apollo seine besondere Verehrung bezeugt. Als er sich zu dem großen Kampf rüstete, welcher ihm den ersten Platz im Reiche verschaffte, beschloß er, den Gott seines Vaters zum einzigen Schutzgott zu erwählen, und lange, nachdem er sich als Freund der Christen offen erklärt hatte, liebte er es, seine Münzen der Sonne, seinem unbesiegten Begleiter, zu weihen.

Um jedoch den für seine Stellung zum Christenthum entscheidenden Schritt Constantins zu verstehen, muß man sich des Standpunktes erinnern, auf welchem der Kampf zwischen Christenthum und Heidenthum schon vorher angelangt war. Im Jahr 311 erließ der älteste der regierenden Kaiser, Galerius, an tödtlicher Krankheit darniederliegend, ein Edict, welches den Christen die Uebung ihrer Religion freigab. Er suchte in demselben den Kampf, welchen er hauptsächlich heraufbeschworen hatte, so darzustellen, als seien die Christen von ihrem eigenen ursprünglichen Glauben abgefallen und hätten dadurch die Bedingungen aufgehoben, unter welchen der Staat ihnen früher Duldung gewährt habe. Das höchste Ziel der daraufhin von der Staatsgewalt ergriffenen gewaltsamen Maßregeln sei allerdings die Wiederherstellung der Alleinherrschaft der Staatsreligion gewesen; aber da weder dies, noch der nächste Zweck, die Zurückführung des staatsgefährlich gewordenen Christenthums auf seine ursprüngliche Form erreicht sei, so entschließt sich die kaiserliche Huld, den Kampf völlig einzustellen, und fordert die Christen auf, ihren Gott für das

Wohl der Kaiser und des Staats anzurufen. Sie sehen, wie schlecht verhüllt das Bekenntnis der Niederlage war. Der Kaiser Maximinus, der in Asien und Egypten waltete und allein um diese Zeit noch ein Christenverfolger heißen konnte, ließ das Gesetz nicht unter seinem Namen veröffentlichen. Aber ein Erlaß seines höchsten Beamten that den gleichen Dienst, und es ist nicht zu verwundern, daß die aus den Gefängnissen und Bergwerken heimkehrenden Christen vielfach auch von der heidnischen Bevölkerung freudig begrüßt wurden. Man war der Henkerscenen müde; und es war bewiesen, daß die Kirche nicht zu vernichten sei. Ueber der Urkunde, die das bezeugt, steht auch Constantins Name neben dem des Galerius und des dritten Kaisers Licinius. Es war darin ein Erlaß an die Behörden in Aussicht gestellt, welcher die näheren Bedingungen der Ausführung bringen sollte. Er ist leider verloren; aber aus einem spätern Erlaß wissen wir, daß die Ausführungsbestimmungen im einzelnen hart und vor allem in demselben grollenden Ton gehalten waren, wie das Toleranzedict selber.

Das war die Lage der Dinge, als Galerius starb, und nun Constantin die Zeit gekommen sah, da er den ersten Platz einzunehmen habe. Ohne harten Kampf mit dem seit Jahren in Rom residirenden Usurpator Maxentius ging das nicht. Constantin rüstete sich zu demselben diplomatisch durch Verhandlungen mit dem Kaiser Licinius, dem er seine Schwester Constantia verlobte; militärisch that er das Mögliche; aber auch göttliche Hülfe schien unentbehrlich. Damit berühre ich den dunkelsten, früh von der Sage umsponnenen Punkt in Constantins Geschichte, und doch scheint er der entscheidende gewesen zu sein. Der Sieg, welchen er im October 312 bei Rom über

Maxentius erfocht, und das Mittel, wodurch er ihn gewonnen zu haben behauptete, hat seine nachmalige Stellung zum Christenthum wesentlich begründet. Es ist eine Thatsache, daß Constantin auf seinem Marsche gegen Rom den Namenszug Christi, der zugleich ein schräges Kreuz darstellt, auf einer Fahnenstange und wohl auch auf den Schilden seiner Soldaten anbringen ließ. Gleich nach seinem Einzug in Rom ließ er dort sein Standbild aufrichten mit jener Fahnenstange in der Hand und mit der Umschrift: „Durch dieses rettende Zeichen, das wahre Zeichen der Tapferkeit, habe ich eure Stadt vom tyrannischen Joche befreit." Und das Toleranzedict, welches er wenige Monate darauf erließ, will ein Beweis der Dankbarkeit für die erfahrene göttliche Gnade sein. Auch die Heiden führten seinen Sieg auf sein Gebet zurück, oder sie erzählten von himmlischen Heerschaaren, die in den Lüften sich gezeigt. Die Christen sprachen von einem Traum, worin ihm die Wahl dieses Feldzeichens gerathen worden sei. Mehr wußten sie im allgemeinen nicht, so lange Constantin lebte. Erst nach seinem Tode berichtete sein christlicher Biograph Eusebius, was der Kaiser selbst in seinen letzten Lebensjahren ihm einst erzählt und mit einem Eide bekräftigt habe. Am hellen Nachmittag habe Constantin und mit ihm sein ganzes Heer jenes Doppelzeichen, aus Licht gebildet, über der Sonne stehen sehen und dabei die Worte geschrieben gefunden: „Durch dieses siege." In der folgenden Nacht sei ihm Christus im Traume erschienen und habe ihm befohlen, eine Nachbildung des Himmelszeichens als Schutzmittel im Kampf zu gebrauchen. Man braucht nicht wunderscheu zu sein, um dieser Erzählung mistrauisch gegenüber zu stehen. Ich glaube, es läßt sich

nicht mehr ausmachen, was wirklich geschehen ist. Mag ein Traum den Constantin in seinen Ueberzeugungen bestimmt haben; mag er wirklich eine auffallende Erscheinung am Himmel mit dem wohlbekannten Zeichen übereinstimmend gefunden haben; mögen christliche Geistliche, welche jedenfalls gleich darauf in seiner Umgebung erscheinen, ihn in seinem Entschluß bestärkt haben, Eins wissen wir: der, welcher am Kreuz gestorben ist, hat ihn nicht geheißen, seinen Namenszug und sein Kreuz als Zaubermittel in der Schlacht zu gebrauchen, als Zaubermittel, sage ich, und übersetze nur den beharrlich wiederholten und mannigfach variirten Ausdruck des christlichen Berichterstatters. Der Gekreuzigte hätte ihm sein Kreuz nur mit der Anweisung zu bußfertigem Glauben und zur Nachfolge in selbstverleugnender Liebe zeigen können. Von diesen beiden Stücken aber haben auch die Verehrer Constantins in seinem Leben keine deutlichen Spuren nachweisen können. Die Wahl dieses Feldzeichens, welches fortan, immer prächtiger nachgebildet und oft vervielfältigt, Constantins Heere von Sieg zu Sieg geführt hat, war ein gewisses Bekenntnis zum Christenglauben; die Christen sollten's nicht anders verstehn; aber es war ein zweideutiges Bekenntnis in jeder Hinsicht. Man darf nicht vergessen, daß das Kreuz in den mannigfaltigsten Formen als heiliges Symbol viel älter ist, als das Christenthum. Gerade die von Constantin gewählte Form, das schräg liegende Kreuz, in der Mitte von einem senkrechten Stab durchschnitten, der oben geöhrt ist, war unter den Christen damals noch nicht lange üblich. Dagegen findet es sich zum Verwechseln ähnlich auf Münzen asiatischer Fürsten des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts, und zwar als Feld- und Siegeszeichen. Auch

den gallischen Soldaten, woraus Constantins Heer großen Theils bestand, war das schräge Kreuz als heiliges Symbol aus heidnischer Zeit, vielleicht selbst als Bannerzeichen nicht unbekannt. Bestätigt sich die Forschung, nach welcher dies schräge Kreuz und besonders auch die bestimmte Form, welche vier bis fünf Jahrhunderte vor Constantin den Fürsten auf dem Boden des alten Perserreichs als Siegeszeichen diente, ein Symbol der Sonne ist, welche alle Welt mit ihren Strahlen durchkreuzt, so wird es vollends klar sein: Constantin hat in einem Augenblick, dessen Gewicht schwer auf seiner Seele lastete, auf die wirksamste Weise der göttlichen Hülfe sich zu vergewissern geglaubt, wenn er den einen Gott, dessen Dienst seinen Vater zu einem Gönner der Christen, aber auch zu einem siegreichen Feldherrn und glücklichen Herrscher gemacht hatte, mit dem Gott der Christen in Eins setzte, der seine Uebermacht über seine Feinde so unfraglich bewiesen hatte; und der glänzende Erfolg bestätigte die Richtigkeit seines Instincts. Sollte es sich wieder einmal um den Kampf des Christengotts mit den Heidengöttern handeln, so steht Constantin auf Seiten des Ersteren; aber er nennt ihn nicht den Gott der Christen; und wie religiös seine Stimmung vor und nach dem Siege gewesen sein mag, ein eigentlicher Religionswechsel hat nicht stattgefunden.

Von Mailand aus, wohin Constantin sich während des folgenden Winters begab, um die Vermählung seiner Schwester mit Licinius zu feiern und mit diesem nunmehr einzigen von ihm anerkannten Mitkaiser die Angelegenheiten des Reichs zu berathen, erließ er nun (Anfang 313) mit diesem zugleich ein umfassendes Religionsedict. Es scheint einen Geist allseitiger und grundsätzlicher Toleranz zu

athmen, wie er weder vor noch nachher im römischen Reich laut geworden ist. Jeder soll die unbedingteste Freiheit haben, die Religion zu wählen und auszuüben, die ihm beliebt; denn aus freiem Herzen will die Gottheit verehrt sein. Aber gemeint sind doch zunächst die Christen. Alle lästigen, uns im einzelnen unbekannten Bedingungen, welche den Christen die bisher schon gesetzliche Toleranz zweifelhaft oder ungenügend erscheinen ließen, vor allem solche Bestimmungen, welche den Uebertritt zum Christenthum erschwerten, sollen wegfallen. Die Kirche wird als Corporation anerkannt. Unverweilt sollen den Gemeinden alle in der Verfolgungszeit ihnen entrissenen Gebäude und Grundstücke kostenfrei zurückerstattet werden, während die Privaten, in deren Besitz kirchliches Gut übergegangen war, ziemlich unbestimmt auf Entschädigung vertröstet werden. Das Christenthum ist die bevorzugte Religion. Nichts lag Constantin ferner als der Gedanke eines religionslosen und darum toleranten Staats. Der Staat bedarf der Religion nach Constantins Anschauung durchaus. Verkehrte Behandlung der religiösen Frage hat den Staat an den Rand des Abgrunds gebracht; Religion hat ihn gerettet; Religion allein kann ihn erhalten. Aber welches ist die Religion des Staats und seiner Kaiser? Die christliche? Keineswegs. Die alte Staatsreligion des römischen Reichs noch weniger. Also eine neue Religion, welche der persönlichen Ueberzeugung Constantins und dem Bedürfniß des Augenblicks zu entsprechen schien: es ist die Verehrung der über allen Culten stehenden Gottheit. Die Kaiser gewähren allgemeine Religionsfreiheit, „damit Alles, was an Gottheit im Himmelsthron weilt, ihnen und all' ihren Unterthanen gnädig sein könne." Diesen Inbegriff aller Gottheiten mußten

noch im selben Jahr die Soldaten des Licinius im Kampf gegen Maximinus nach einer vorgeschriebenen Formel auf Commando anrufen. Aber als Mittelpunkt dieser kühnen Union dachte sich Constantin schon damals das christliche Bekenntnis, welches allein als gesellschaftsbildende Macht sich bewährt hatte und aus jedem Kampf um seine Existenz siegreich hervorgegangen war. Das beweisen mehr als der Ton des Edicts von Mailand seine Gesetze und Handlungen während des folgenden Jahrzehnts.

Nicht genug, daß er der christlichen Geistlichkeit sofort alle Privilegien der meist bevorzugten Classen ertheilte, ließ er auch christliche Gedanken und Ordnungen in die allgemeine Gesetzgebung einfließen. Schon im Jahre 315 verfügte er, daß die Sträflinge in Zukunft nicht mehr wie bisher im Gesicht, sondern an Händen oder Waden gebrandmarkt werden sollten, „damit das Antlitz, das nach dem Bilde der himmlischen Schönheit gestaltet ist, nicht geschändet werde.“ Einige Jahre später (321) erließ er ein Sonntagsgesetz, nicht etwa zum Schutz der christlichen Religionsübung, sondern allen Unterthanen wurde die Werktagsarbeit und den Behörden jede amtliche Function verboten. Nur Werke der Liebe sollten gestattet sein, wie die Freilassung von Sclaven vor dem Richter, und Werke der Noth wie die Arbeiten des Landbaues. Man erkennt sofort die christlichen Beweggründe für diese Ausnahmen und das Gesetz selber; aber unvermittelte Einführung einer christlichen Lebensordnung in die Gesetzgebung eines vorwiegend heidnischen Reichs bedeutete dies erste Sonntagsgesetz nicht. Das zeigt schon der Name des heiligen Tages. Bei den Christen hieß er „der Tag des Herrn“; nur wo sie zu Heiden redeten, nannten sie ihn „Sonntag.“ Indem Con-

stantin unter diesem Namen ihn heilig erklärte, zeigte er auf's neue, daß er von der monotheistischen Sonnenverehrung aus zu seiner an's Christenthum sich anlehnenden Staatsreligion gekommen war. Es war auch dies eine Ehrenbezeugung gegen die Kirche; aber zum Christenthum hat sich Constantin während der zehn Jahre nach dem Siege bei Rom durch keinen öffentlichen Act bekannt. Er that es auch dadurch nicht, daß er seinem hoffnungsvollen Sohn Crispus einen Christen zum Lehrer gab, welcher jüngst in einer fulminanten Schrift mit grellen Farben die Gerichte geschildert hatte, wodurch Gott alle Verfolger der Christen von Nero an bis auf Maximinus im Tode gezeichnet habe. Constantin wird den Mann, welcher von Diocletian als Professor der Rhetorik in Nikomedien angestellt worden war, von dorther gekannt und das auf ihn und seines Gleichen berechnete Buch gelesen haben. Den Grundgedanken desselben konnte er von seinem damaligen Standpunkt aus nur billigen und mußte wünschen, daß der junge Cäsar ihn in sich aufnehme. Aber daß dieser ein Christ werden solle, war damit noch nicht deutlich gesagt. Noch weniger that Constantin einen Schritt, der ihn persönlich gebunden hätte. Als ein außerhalb der Kirche Stehender beobachtete und behandelte er die Vorgänge innerhalb derselben. Kaum hatte er die Herrschaft der Welt mit seinem Schwager getheilt, so zog eine innerkirchliche Bewegung seine Aufmerksamkeit auf sich. In der afrikanischen Kirche bestand seit zwei Jahren eine Spaltung, deren äußere Veranlassungen in den Vorgängen der letzten Verfolgung, deren wahre Gründe in alten Gegensätzen der Anschauung vom Wesen der Kirche lagen. Es gab gleichzeitig zwei Bischöfe von Karthago, die sich gegenseitig in den Bann

thaten, und die ganze Provinzialkirche war getheilt in eine Partei (die donatistische), welche nicht ohne Fanatismus Reinheit der Kirche anstrebte, und eine andere (die katholische), welche den Verhältnissen Rechnung trug. An wen sollte die Staatsgewalt sich halten? wem sollten ihre Privilegien zu gute kommen? Constantin war sofort entschlossen, die zahlreichere und gefügigere Partei als katholische Kirche anzuerkennen und ihr zum Siege zu verhelfen. Aber welche Mittel wandte er an? Aus eigener Initiative schrieb er an den katholischen Bischof von Karthago, die kaiserliche Kasse daselbst sei angewiesen, ihm eine bedeutende Summe zur Vertheilung unter die Geistlichkeit der drei zu seinem Sprengel gehörigen Provinzen auszuzahlen; ein spanischer Bischof, gleichsam des Kaisers Referent in Sachen des Cultus, werde ihm gleichzeitig die mit dieser Gratification zu bedenkenden Persönlichkeiten bezeichnen. Sollte dies Mittel wider Erwarten seinen Zweck verfehlen, so seien die Behörden angewiesen, dem Bischof zur Unterdrückung der Widerspenstigen die Gewalt zur Verfügung zu stellen. Aber weder Geld noch Gewalt wollte helfen. Die Gelockten und Bedrohten selbst wandten sich an den Kaiser mit der Bitte um eine Entscheidung durch ein geistliches Schiedsgericht. Der Kaiser berief ein solches, und da dies von der verurtheilten Minderheit nicht anerkannt wurde, mit Aeußerungen unwilliger Verwunderung ein zweites. Aber der Widerstand wurde nur heftiger. Nach vergeblicher Anwendung gewaltsamer Maßregeln sah Constantin einige Jahre später sich genöthigt, der donatistischen Partei Freiheit der Religionsübung zu gestatten. Er hatte erfahren, daß in der Kirche noch Kräfte walteten, welchen auch die mit der Mehrheit in der Kirche verbündete Staatsgewalt zuletzt

wehrlos gegenübersteht. Trotzdem sollten die politischen Ereignisse das Band zwischen Staat und Kirche, zwischen Constantin und Christenthum noch fester knüpfen.

Zur Erfüllung seiner weltgeschichtlichen Aufgabe glaubte Constantin nicht gelangen zu können, so lange nicht die ganze Reichsgewalt in seiner Hand vereinigt war. Schon im zweiten Jahr nach der Theilung mit seinem Schwager Licinius kam's zu einem blutigen Krieg zwischen beiden. Seitdem bestand nur noch ein bewaffneter Friede zwischen ihnen. Constantin aber bewies wieder seine Kunst des Wartens, indem er erst neun Jahre später zu einem Kampf um die Alleinherrschaft sich entschloß. Zu einem Religionskrieg wurde dieser Entscheidungskampf schon dadurch, daß Licinius in dem Maße, als er seinem Schwager zu mistrauen Ursache fand, auch den Christen, die auf Constantin ihre Hoffnung setzten, feindlich gesonnen wurde, und zuletzt gewaltsam gegen sie vorging. Constantin stempelte ihn ausdrücklich zu einem Kreuzzug. Die Geistlichen wurden aufgefordert für seinen Sieg zu beten; die Kreuzesfahne ward hervorgeholt; ein besonderes Zelt, eine neumodische „Stiftshütte" ward hergerichtet, in welcher Constantin vor jedem entscheidenden Gang in dem sehr ernsten Kampf betend und fastend verweilte. Und der Sieg war abermals auf Seiten des Kreuzes. Damit er dort bleibe, ließ Constantin bald darnach den besiegten Licinius erdrosseln, obwohl sich dieser nur gegen das eidliche Versprechen seiner persönlichen Sicherheit ihm ergeben hatte. Der christliche Bischof sagt, es geschah „nach dem Kriegsrecht." Aber man kann es den Heiden nicht verdenken, daß sie sich in diese Neuerung nicht so schnell zu finden wußten, und daß sie sich mit Abschen von den Schandthaten abwandten,

welche die nächsten Regierungsjahre Constantins befleckten. Ich darf sie nicht verschweigen. Nicht zufrieden damit, die Dynastie des Licinius durch Ermordung eines unmündigen Knaben vernichtet zu haben, ließ er seinen eigenen Sohn erster Ehe, den Cäsar Crispus ebenso beseitigen; und es will nicht gelingen, Constantin auch von der Anklage zu reinigen, daß er seine eigene Gemahlin, welche ihn gegen diesen ihren Stiefsohn aufgestachelt hatte, in einer Art von Reue über jene Missethat gleichfalls hat morden lassen. Das ist der dunkle Hintergrund, von welchem sich die glänzende kirchenpolitische Wirksamkeit Constantins während der nun folgenden Jahre abhebt.

Gleich nach dem Sieg über Licinius wurden den Christen der östlichen Reichshälfte alle die Vortheile mit vollen Händen zugewandt, welche bis dahin die Kirche des Abendlandes allein genossen hatte. In einer Reihe von Proclamationen oder offenen Briefen an die neuen Unterthanen sprach Constantin nicht nur seinen gesetzgeberischen Willen, sondern auch das Bewußtsein von seiner hohen Mission aus, und zwar mit einem Pathos, welches bis dahin nicht zum Stil gehörte. Man hat sehr mit Unrecht bezweifelt, daß man Constantins eigene Gedanken aus diesen Erlassen entnehmen könne. Es seien Ausarbeitungen christlicher Geistlichen, zu welchen der Kaiser nur seinen Namen hergegeben habe. Aber das heißt Constantin wenig kennen. Es ist auch nicht die Kirchensprache jener Zeit, worin diese Schriftstücke abgefaßt sind. Wo sich Aehnliches findet, ist's ein Wiederhall des neuen Curialstils, an dessen Begründung Constantin den wesentlichsten Antheil hat. Wie manches geflügelte Wort Constantins von seinen Nachbetern breit getreten wurde, so werden auch die Geheimsecretäre es verstanden haben,

die vom Kaiser angegebenen Ideen in ein möglichst enge den Lieblingswendungen ihres Gebieters angeschlossenes Gewand zu kleiden.

Nun erst fühlt sich Constantin ganz als das von Gott erwählte Werkzeug, durch welches der Menschheit zur richtigen Stellung im Punkte der Religion und auf Grund dessen zu dauernder Wohlfahrt verholfen werden soll. Alle bisherigen politischen und militärischen Erfolge sind nur Mittel und Wege zu diesem erhabenen Ziele gewesen. Geradezu undankbar gegen Gott müßte der Kaiser sein, wenn er an seinen heiligen Beruf, „ein Diener Gottes“ zu sein nicht glauben und nicht, so lange er athmet, all' seine Kräfte daran setzen wollte, die Menschheit zur einmüthigen Verehrung des *einen* Gottes zu führen, des *einen* Gottes nämlich, den die Christen bisher allein rein verehrt haben. Die Religion, die Constantin jetzt meint, ist nicht mehr jener unbestimmte Monotheismus des vorigen Jahrzehnts. Es *soll* wenigstens der christliche Gottesglaube sein; die katholische Kirche ist die Hüterin dieses Glaubens bisher gewesen, und nun redet der Kaiser ihre Bischöfe als „geliebteste Brüder“ an. Auch die heidnischen Unterthanen müssen es nun aus dem Munde des Kaisers hören, daß Gott durch seinen Sohn die Menschheit zu der im Heidenthum verlorenen Erkenntnis seiner selbst zurückgerufen habe. Noch lehnt der Kaiser den Gedanken ab — man sieht, wie nahe er ihm liegt —, das Gewicht seiner Macht in die Wagschale zu legen, um diese Erkenntnis zur Alleinherrschaft zu bringen. Er wünscht nur, daß „der seligste Glaube wachse unter der höheren Leitung Gottes“; er betet dafür und predigt darüber in seinen Erlassen. Aber Religionsfreiheit soll auch den Heiden bleiben. So hieß es

im ersten Jahre nach dem großen Siege; bald jedoch wurden wirksamere Mittel nöthig befunden. Unsittliche Culte wurden verboten und ihre Stätten zerstört. Der Kaiser verbat sich's, daß für ihn in Götzentempeln geopfert und sein Bild darin aufgestellt werde. Es ist nicht zu bezweifeln, daß er zuletzt ein allgemeines Verbot des Götzendienstes erlassen hat. In spätern Jahren liebte er es auch, vor versammeltem Hofstaat über religiöse und moralische Wahrheiten förmliche Predigten zu halten und denen, welchen das Evangelium der Kirche noch nicht mundete, seine Religion dringend anzuempfehlen. So meinte er den göttlichen Auftrag an der heidnischen Mehrheit seiner Unterthanen zu erfüllen. Mit Rücksicht auf diese Seite seiner Regierungsthätigkeit liebte er es, sich den Bischöfen gegenüber als ihren „Mitknecht" zu bezeichnen; und nichts Anderes meinte er auch, als er einst zu einem Kreise von Bischöfen sagte: „Wie ihr über die Leute in der Kirche, so bin ich über die, welche draußen stehn, von Gott zu einem Bischof eingesetzt." Damit war jedoch keineswegs gesagt, daß er sich um die Leute in der Kirche und deren Angelegenheiten nicht bekümmern wolle.

Als Constantin zur Herrschaft über den Osten gelangte, fand er in den dortigen Kirchen einen Streit vor, welcher zwei Menschenalter hindurch die ganze Kirche aufs tiefste erschüttern sollte. Es handelte sich um Wesen und Würde Christi. Dem Kaiser, in dessen Kopf und Gewissen ganz andere Dinge sich vertragen gelernt hatten, als die Gegensätze der um die Gottheit Christi damals streitenden Parteien, war dieser Kampf Anfangs völlig unverständlich. Er behauptete in seinem Schreiben an den Bischof von Alexandrien und den mit ihm streitenden Presbyter Arius,

sie *seien* in der Hauptsache einig und sollten die kindischen Zänkereien über spitzfindige Kleinigkeiten sofort wieder einstellen. Er schrieb: „Schafft mir ruhige Tage und sorglose Nächte!“ So bald sollten sie ihm nicht zu Theil werden. Der Hofbischof, welchen er mit jenem Schreiben nach Alexandrien geschickt hatte, überzeugte sich bald und dann auch den Kaiser, daß es sich um wichtige Fragen des christlichen Glaubens handle, um Fragen, ohne deren sachliche Erledigung an Frieden in der Kirche nicht zu denken sei. Nach den bisherigen Gewohnheiten würde ein Streit dieser Art je nach der Wichtigkeit und Schwierigkeit während einer längeren oder kürzeren Reihe von Jahren durch Berathungen von Provinzialsynoden, durch Correspondenz der leitenden Bischöfe, durch literarische Verhandlungen geführt worden sein, bis eine Meinung das Uebergewicht gewonnen, oder stillschweigend ein Waffenstillstand geschlossen worden wäre. Darauf glaubte Constantin nicht warten zu können. Er gebrauchte für das geeinigte Reich eine einheitliche Kirche, wenn er sich auf sie stützen sollte; und er ergriff die Mittel, welche ihm geeignet erschienen. Ein Generalconcil sollte zum ersten Mal die Vertreter der Gesammtkirche vereinigen, um nicht bloß die brennende dogmatische Streitfrage zu erledigen, sondern auch andere, fast vergessene Differenzen auszugleichen. Auch Dissidenten, die im wesentlichen auf dem Boden des Kirchenglaubens standen, waren eingeladen. Eine nie dagewesene Einheit der Kirche sollte erzielt, die Reichskirche sollte jetzt gegründet werden. Im Sommer 325 versammelte sich das Concil zu Nicäa. Ein fremdartiges Schauspiel war es: über 250 Bischöfe mit zahlreicher Begleitung aus der niederen Geistlichkeit, auf kaiserliche Kosten aus allen drei Welt-

theilen herbeigeschafft, durch kaiserliche Diäten Monate lang unterhalten, vom Kaiser selbst mit allem unrömischen Prunk des damaligen Kaiserthums in feierlicher Plenarsitzung begrüßt. Der Erfolg war ein scheinbar glänzender, in manchem Betracht überraschender. In der großen Bekenntnisfrage siegte eine Minderheit, welche die größere Entschlossenheit und theologische Consequenz und darum vorläufig die kaiserliche Gunst auf ihrer Seite hatte. Dem letzteren Umstand ist es zuzuschreiben, daß die wenig charaktervolle Majorität sich fügte, und daß das Bekenntnis der Wesenseinheit des Vaters und des Sohnes, der wahren Gottheit Christi zu Stande kam, welches noch heute das Bekenntnis aller großen Kirchen ist. Man darf sagen, es wäre auch ohnedies zum Siege gelangt; es enthielt die Wahrheit, mit deren Verleugnung das Christenthum sich aufgegeben hätte. Aber die Abweichung vom kirchlichen Herkommen, welche darin bestand, daß die endgültige Entscheidung in den Anfang einer noch unklaren Verhandlung, statt an das Ende eines innerlich durchgekämpften Streits verlegt wurde, rächte sich. Trotz aller Friedensmahnungen des Kaisers, welche er den Bischöfen mit auf den Weg gab, und den abwesenden Bischöfen und Gemeinden brieflich zugehen ließ, brach der Kampf nun erst recht los. Und wie wurde er geführt? Es waren auch vorher geistliche Dinge nicht immer geistlich gerichtet und sachgemäß verhandelt worden. Aber einen Kampf wie den, welcher nun folgte, hatte die Kirche noch nicht gesehen. Das nicänische Bekenntnis war Reichsgesetz; die Wenigen, welche den Muth hatten, sich ihm zu widersetzen, waren Anfangs verbannt; die Majorität stellte sich eine Weile an, als ob sie keine Niederlage erlitten hätte; aber nur um so bitterer

empfand sie die wirkliche und suchte auf Umwegen an den Siegern sich zu rächen. Da am Bekenntnis nicht zu rütteln war, griff man zu andern Mitteln, um die orthodoxe Partei beim Kaiser zu verdächtigen und ein Haupt derselben nach dem andern zu beseitigen. Den Bischof von Antiochien stürzte zuletzt die Anklage, daß er die Kaiserin-Mutter beleidigt habe; der theologische Führer der nicänischen Partei, Athanasius, an dem alle anderen Anklagen abgeprallt waren, mußte schließlich in die Verbannung wandern, weil er gedroht haben sollte, er könne die Kornausfuhr aus Egypten hindern. Die Hofintrigue, die politische Verdächtigung, das waren die Mittel, welche in dieser Zeit, beharrlich angewandt, des äußeren Erfolges sicher waren.

Und Constantin? Nun, er ärgerte sich schwer über die streitsüchtigen Theologen, er setzte Gerichte über Gerichte ein, ihre Streitigkeiten zu schlichten, er schalt und strafte; aber er bekannte dann auch wieder, daß er arg getäuscht sei, und nahm drohende Befehle zurück, wenn ein Athanasius um des Gewissens willen ihnen den Gehorsam verweigerte. Er that das nicht aus Achtung vor dem Gewissen, sondern aus unverkennbarer Furcht vor der Macht solcher Kirchenfürsten über die Gemüther des hinter ihnen stehenden Volkes. Aber die Idee der Reichskirche gab er bei alle dem nicht auf. Gegen den Dienst der alten Götter ging er immer rücksichtsloser vor; den harmlosesten christlichen Secten wurde selbst die häusliche Uebung ihres Gottesdienstes verboten, und über die katholische Kirche wurde das Füllhorn kaiserlicher Gnade und irdischer Güter ausgeschüttet. Die Zeit verbietet es mir, weiter auszuführen, wie er den Bischöfen, welche auf seine Ideen einzugehen verstanden, Anweisung gab, diese Mittel zur An-

lockung der Massen zu benutzen; wie er durch prächtige Kirchenbauten den Staatsschatz erschöpfte; wie er unter dem Vorgang seiner hochbetagten Mutter Helena den heiligen Stätten Palästinas eine neue Anziehungskraft für die bis dahin noch spärlichen Pilger gab; wie er bei der Verwandlung des alten Byzanz in das neue Constantinopel seinen Bruch mit den Traditionen des alten Römerreichs verewigte, aber auch die Verworrenheit seiner persönlichen Ueberzeugung aufs neue bekundete.

Als er zu Ostern 337 von einem Unwohlsein befallen wurde, das seine letzte Krankheit sein sollte, erschien er als Katechumen in der Kirche. Bald darauf rief er Bischöfe an sein Krankenlager und ließ sich die Taufe geben, die er seit Jahren gehofft hatte, im Jordan zu empfangen. Er äußerte, wenn der Herr über Leben und Tod es wolle, daß er genese und fortan am Gottesdienst des Volkes Gottes Theil nehme, so sei er ein für allemal entschlossen, sich selber Gesetze des Lebens zu geben, welche Gottes würdig seien. Das war ein großes Bekenntnis; und im Munde der Sterbenden ist am ersten noch Wahrheit. Constantin bekennt vor seinem Tode nicht, daß er Gottes Gebote vielfach übertreten habe, daß er ein armer Sünder sei, welcher der Gnade Gottes bedürfe; er bekennt vielmehr, daß er die Gesetze Gottes bisher nicht als Gesetze für sein Handeln anerkannt habe, und daß die Grundsätze, nach welchen er gelebt und gehandelt, des Gottes unwürdig seien, in dessen Gemeinde er endlich eintrat. Nach Empfang der Taufe wollte er den kaiserlichen Purpur nicht mehr berühren. Es scheint, auch Constantin hielt es für schwer, Kaiser und Christ zugleich zu sein. Am Pfingstsonntag starb er.

Die päpstliche Kirche hat später die Fabel ersonnen, Constantin sei lange vorher vom römischen Bischof Silvester

getauft worden und habe diesem und seinen Nachfolgern reichen Besitz und weltliche Herrschaft verliehen. Die römischen Bischöfe hätten stolz darauf bleiben sollen, daß Constantin gerade ihnen besonders wenig geschenkt hat. Dem Umstand, daß sie in der ewigen Stadt, dem Sitz eines zähen Heidenthums, fern von den Umarmungen des christlichen Kaiserthums saßen, verdankten sie es nicht zum wenigsten, daß sie in den nächsten Jahrhunderten vielfach eine Unabhängigkeit und sittliche Würde bewahrten, welche in der byzantinischen Kirche nur durch's Martyrium zu retten war. Darauf zum Theil, und gewiß nicht auf der angeblichen „Schenkung Constantins", beruht die rasche Entwickelung der Macht der römischen Kirche über das Abendland.

Viel hat Constantin der Kirche geschenkt. Der lebhafteste Dank, der rauschende Beifall hat ihm nicht gefehlt. Seinem christlichen Biographen ist er ein andrer Moses. Am Hof zu Nikomedien lebt er als Jüngling, wie Moses am Hof der Pharaonen. Mit dem Jammer über die Leiden seines Volkes, die er noch nicht wenden kann, im Herzen flieht er wie Moses. Aber da die Stunde der Erlösung geschlagen, führt er Gottes Volk aus dem Diensthaus. Wie Pharao und sein Heer im rothen Meere versinken, so versinkt Maxentius im Tiber; und wenn nicht mit Worten, so doch mit der That stimmt Constantin den Siegespsalm an: „Ich will dem Herrn singen, denn er hat eine herrliche That gethan, Roß und Wagen hat er in's Meer gestürzt." Aber glücklicher als Moses hat dieser „Diener Gottes" sein Volk ins gelobte Land selber führen dürfen. Einen Vorschmack wenigstens der verheißenen Herrlichkeit hat Gott seiner Kirche im christlichen Staat

Constantins gewährt. Nicht bloß an der kaiserlichen Tafel wollte es dem Bischof zu Muthe werden, als sähe er ein Bild des Königreichs Christi. Auch auf der Studierstube wagte er die Vermuthung, die Bauten Constantins am heiligen Grabe möchten etwa „das neue Jerusalem" sein, davon die Weissagung spricht. Man weiß nicht, ob der Kaiser von den Theologen, oder diese von ihm die glückliche Idee entlehnt haben. Die zwölf Säulen nach der Zahl der Apostel, welche dort wie in andern constantinischen Kirchen begegnen, gemahnen in der That an die apokalyptische Schilderung. Man sage nicht, das seien Ueberschwänglichkeiten einer entarteten geistlichen Beredtsamkeit und Aeußerungen des ersten Rausches, in welchen der gewaltige Wandel der Dinge auch die Nüchternen versetzte. Es ist System darin, wenn auch zugleich ein arger Selbstwiderspruch. Derselbe Mann, der solche Dinge zu schreiben gewagt hat, hat sich alle erdenkliche Mühe gegeben, das Buch der Offenbarung Johannis der Kirche zu verleiden, und dann zu entreißen. Das Erstere versuchte er durch eine durchaus unwahre Darstellung der Geschichte dieses Buchs in der Kirche. Zum Zweiten fand er Gelegenheit, als Constantin ihn beauftragte, 50 kostbare Bibelhandschriften für die Kirchen Constantinopels anzufertigen. Es darf als ausgemacht gelten, daß diese Bibeln die Offenbarung Johannis nicht enthielten. Daher rührt es wenigstens hauptsächlich, daß dieses Buch in vielen morgenländischen Kirchen lange Zeit vom neuen Testamente ausgeschlossen war. Das Buch von dem zukünftigen Königreich Christi paßte in der That nicht in die Kirche nach dem Herzen Constantins und seiner Bewunderer. Sie sind zahlreich geblieben, auch nachdem die neue Herrlichkeit alt geworden war. Als ein auserwähltes Rüstzeug, das Gott wie

den Apostel Paulus durch unmittelbare Berufung vom Himmel her in seinen Dienst genommen, erschien er noch nach Jahrhunderten nüchternen Theologen; und daß die Kirche mit der wünschenswerthen Deutlichkeit gesagt hätte, Constantin habe ihr mehr geraubt, als geschenkt, das kann man leider nicht bezeugen. Um so erfreulicher ist es, zu sehen, daß es auch in der eigentlichen Stunde der Versuchung, im Zeitalter Constantins selbst, nicht an Männern gefehlt hat, welchen die Wahrheit und der Glaube höher standen, als der trügerische Glanz, mit welchem Constantin die Kirche von außen bekleidet hat. Ich erinnerte schon an Athanasius; und hinter einem Athanasius steht der heilige Antonius, hinter den Theologen, welchen die Kirche die Feststellung ihres Bekenntnisses verdankt, stehen die Einsiedler und Mönche Egyptens und Palästinas. Schon vor Constantin hatte die Flucht aus der Welt Einzelne in die Einsamkeit getrieben; jetzt ergriff sie Tausende. Wunderbare Ironie der Geschichte! So lange die Welt eine ehrlich heidnische war, konnte der ernsteste Christ in ihr leben. Im schlimmsten Falle blieb ihm immer noch die Möglichkeit, für seinen Glauben zu sterben. Die innere Sammlung, wodurch er sich die Ueberlegenheit über seine Umgebung bewahrte, fand er im Gottesdienst der Gemeinde, fand er im Hause, wo Mann und Weib im Glauben Eins waren; er fand sie auch mitten im Getöse der Weltstädte in seiner Kammer, wenn er die Thür hinter sich verschloß, um mit seinem Gotte allein zu sein. Als die Welt christlichen Anstrich erhielt, trieb es wahrlich nicht die unwürdigsten Glieder der christlichen Gesellschaft zeitweise oder für immer in die Wüste hinaus, um dort die Freiheit zu finden, die aus der siegreichen Kirche verschwunden zu sein schien.

Es ist sehr billig, von der Unfruchtbarkeit jenes ältesten Mönchthums zu reden; man kann es mit verantwortlich machen für die Rohheit, in welcher es gleichen Schritt hielt mit den allgemeinen Zuständen der Kirche; man mag es herabsetzen als ein fast natürliches Erzeugnis seiner egyptischen Heimath, als eine Ausgeburt dieses stets gegen das Reich widerspenstigen Volksstammes: im ersten Jahrhundert seines Bestehens ist dieses Mönchsthum ein ehrwürdiges Zeugnis gegen die Lüge der constantinischen Schöpfung. Es beweist an seinem Theile, daß die heruntergekommene Welt des sinkenden Alterthums unter Constantin nicht christlich geworden, sondern in die Kirche eingezogen war.

Constantin hat der Kirche Frieden anbefohlen, und die widerwärtigsten kirchlichen Kämpfe waren die Folge. Er hat der Kirche zur Einheit verhelfen wollen, indem er eine nicht vorhandene Einheit im Bekenntnis zuerst behauptete, und dann erzwang; aber die Separationen, welche die Kirchenpolitik Constantins und seiner Nachfolger nothwendig machte, waren massenhafter und compacter, als alle früheren Constantin hat die provinzielle Eigenthümlichkeit der uniformen Reichskirche geopfert wissen wollen, und die Folge ist, daß nun zum ersten Mal wirkl che Volkskirchen der katholischen Reichskirche gegenübertreten. Der Arianismus ward das Bekenntnis der germanischen Stämme; es gab in der Folgezeit eine koptische, eine armenische, mehrere syrische Kirchen, nicht neben der griechischen und lateinischen, sondern im Gegensatz zu der katholischen Kirche des constantinischen Reichs. Die Zwecke scheinen gründlich verfehlt zu sein und die Mittel, soweit ich sie erkenne, nöthigten mich von der Lüge constantinischer Kirchenpolitik zu reden.

Das Urtheil ist hart und keineswegs neu; es ist aber auch nicht eine alte Wahrheit, welche auf allseitige Zustimmung rechnen kann. Es ist auch nicht leicht, mit wenigen Worten zu sagen, worin die Unwahrheit bestehe; denn der constantinische Kirchenbau ist ein complicirter. Aber der Kern der Sache möchte dieser sein, daß das Evangelium zu einem Gesetz gemacht wurde für die, welche **nicht** daran glauben. Das Evangelium enthält auch Gesetz, ja es ist ein Gesetz des Lebens; aber es ist „das vollkommene Gesetz der Freiheit," die im Glauben an Christus wurzelt. Das Christenthum wird seinem Wesen entfremdet, wenn es zum Gesetz für die Geborenen, statt für die Wiedergeborenen gemacht wird. Der Versuch, welchen Constantin in dieser Richtung machte, hat etwas besonders Beleidigendes, weil er selbst von dem Wesen der Religion, die er Anderen aufdrängte, innerlich nicht berührt war und weil er nicht einmal ein Glied, geschweige denn ein hervorragendes Glied der Kirche war, welche er nach seinen Zwecken gestalten wollte. Aber das Princip ist dadurch nicht besser geworden, daß aufrichtigere Christen und reinere Charaktere es zu dem ihrigen gemacht haben. Es begründet auch keinen wesentlichen Unterschied, ob es mit heiligem Eifer für die geoffenbarte Wahrheit und mit dem hohen Bewußtsein einer heiligen Mission angewandt wird, oder ob es als Erbstück und Gewohnheit nachwirkt bei Solchen, die Christenthum und Kirche sehr kühl ansehen. Das Princip ist durchaus verkehrt; und der Kirche hat es mehr geschadet als dem Staate. Es hat einmal auf Alles, was Kirche heißt, den unauslöschlichen Verdacht gewälzt, als bezwecke die Kirche wesentlich etwas Anderes, als den Menschen durchs Evangelium den Glauben und im Glauben die Freiheit der

Kinder Gottes zu bringen. Es hat ferner die Kirche selbst verführt, statt der ihr eigenthümlichen Mittel der Wirksamkeit diejenigen zu gebrauchen, welche Constantin ihr mit der nöthigen Gebrauchsanweisung geschenkt hat. Es hat endlich den Staat verführt, mit seinen unangemessenen Mitteln das innere Leben und die Gestaltung der Kirche beeinflussen zu wollen, weil nur ein seinen Zwecken angepaßtes Christenthum ihm nützlich schien. Die Kirche sowohl wie der Staat sind diesen Versuchungen vielfach erlegen. So war es bei der Schließung des Bundes zwischen Staat und Kirche; so scheint es bleiben zu sollen, bis Gott das Band löst.

Anmerkung.

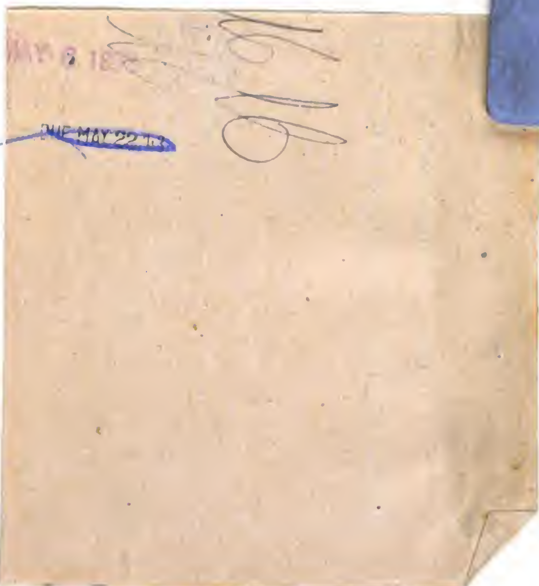
Es ist nicht die Absicht, diesen Vortrag durch Quellenbelege und rechtfertigende Anmerkungen zu einem Buch anschwellen zu lassen. Er war nicht für Gelehrte bestimmt, wenn auch sehr gelehrte Männer ihn geduldig angehört haben. Sollte er Fachgenossen in die Hände fallen, so werden sie es mir glauben, daß ich keine thatsächliche Behauptung gewagt habe, welche ich nicht auf Grund eigener oder fremder Studien glaube beweisen zu können. Es gilt das auch von beiläufigen chronologischen und politischen Notizen. Daß z. B. Spanien nie zur Herrschaft des Constantius Chlorus gehört hat, oder daß er 293, nicht 292 Cäsar wurde u. dergl. habe nicht ich erst zu beweisen. Anderes würde zu weit führen.

Nur einen Punkt möchte ich bei dieser Gelegenheit erörtern. Die früher herrschende Meinung, daß Constantin und Licinius sofort nach der Schlacht bei Rom, noch im Jahre 312, ein Toleranzedict erlassen haben, worauf das Edict von Mailand 313 gefolgt sei, ist

durch Th. Keim für immer widerlegt (Theol. Jahrbb. 1852 S. 217 ff. vgl. von demselben „der Uebertritt Constantin's des Großen zum Christenthum“ 1862 S. 16 ff. 81 ff.). Aber den wirklichen Sachverhalt hat weder Keim, noch meines Wissens ein Anderer erkannt. Niemand scheint es auffällig gefunden zu haben, daß das mailänder Edict von 313 erst in seinem zweiten Absatz (E. h. e. x, 5, 4), womit die Anführung des Lactanz (de mort. pers. 48, 2) beginnt, das „Wir“, welches schon im ersten Absatz gebraucht ist, näher bestimmt durch tam ego Constantinus Augustus, quam etiam ego Licinius Augustus. Das „Wir“ des ersten Absatzes (Eus. l. l. §. 2. 3), wo von einem nicht mehr vorhandenen Erlaß die Rede ist, muß ein umfassenderes sein. Also muß die fragliche Verfügung von Constantin und Licinius in Gemeinschaft mit einem Dritten erlassen sein. Sie muß ferner, wie das mailänder Edict selbst, an die Behörden von richterlicher Befugnis gerichtet gewesen sein. Es heißt ja im mailänder Edict: Quare scire dignationem tuam convenit, placuisse nobis, ut amotis omnibus omnino condicionibus, quae p r i u s s c r i p t i s, a d o f f i c i u m t u u m d a t i s, super Christianorum nomine videbantur, nunc caveres etc. (Lact. 48, 4 cf. §. 5. 7. 8. 10. 12). Schon deshalb kann die fragliche Verfügung nicht das Toleranzedict des Galerius von 311 sein, denn dieses ist kein Erlaß an die Behörden, sondern eine Proclamation an die Unterthanen. Aber es wird in demselben ein Erlaß an die Beamten mit richterlicher Befugnis in Aussicht gestellt, welcher die näheren Bedingungen der Ausführung des Religionsedictes bringen soll. (Lact. l. l. 34, 5) Diese die Ausführungsbestimmungen enthaltende Verfügung ist entweder gar nicht erfolgt, oder sie ist verloren gegangen. Ersteres wäre selbst für den Fall, daß Galerius am Tage nach Erlaß jener Proclamation gestorben wäre, sehr sonderbar; denn diese ist zugleich im Namen des Constantinus und Licinius publicirt (Eus. h. e. VIII, 17, 4). Aber warum soll die 311 angekündigte Verfügung des Galerius, Constantinus und Licinius, die wir vermissen, nicht mit der gleichfalls vermißten Verfügung des Constantinus und Licinius, und, wie gezeigt, eines Dritten, auf welche sich das mailänder Edict zurückbezieht, identisch sein? Der Dritte kann ja kein Anderer als Galerius sein. Also die verfügenden Kaiser sind dieselben; die Adresse ist die gleiche (die iudices).

Aber auch der Inhalt ist der gleiche; denn wenn den iudices gesagt wird, quid debeant observare (Lact. 34, 5), so sind das eben die nach 48, 4 den Behörden mitgetheilten condiciones in Bezug auf die in der Proclamation im allgemeinen zugesicherte Toleranz. Der unfreundliche Ton endlich, welcher diesen Bedingungen nachgesagt wird, versteht sich von den Ausführungsbestimmungen zu dem unwilligen Toleranzgesetz des Galerius von selbst. Der Beweis der Identität dürfte vollständig sein. Also ist das fragliche Edict, dessen Inhalt wir nur aus dem mailänder Edict einigermaßen erschließen können, noch vor dem Tode des Galerius (Mai 311) in dessen und des Constantinus und Licinius Namen an die Behörden gerichtet worden. Seinem Zweck nach mußte es der Proclamation auf dem Fuße folgen und ist vielleicht an demselben Tage mit dieser entworfen worden.




DUE MAY 22



